

Leseprobe aus:
Charlie Kaufman
AMEISIG



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



CHARLIE KAUFMAN

AMEISIG

Roman

Aus dem Englischen
von Stephan Kleiner

Carl Hanser Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *Antkind* bei Random House in der Penguin Random House Verlagsgruppe, New York.

Handlung und Personen in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten der beschriebenen Figuren, einschließlich ihrer Vorgehens- und Verhaltensweisen, mit historischen oder lebenden Personen sind rein zufällig.

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-26833-3

© 2020 by Charlie Kaufman

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Motti: »My Story in a Late Style of Fire« aus *Winter Stars* von Larry Levis, © 1985.

Reprinted by permission of the University of Pittsburgh Press;

»Smoke Gets In Your Eyes« by Otto Harbach, Jerome Kern

© T.B.Harms, Warner Chappell Music International Ltd.

mit freundlicher Genehmigung/courtesy of Chappell Musikverlag GmbH

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München nach einem Entwurf

von Harper Collins Publishers | Motiv: © Jack Smyth

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

AMEISIG

Es ist so amerikanisch, das Feuer.
Es gleicht uns so.
Seine Verwüstung. Und sein
schlussendlicher kurzer Triumph.

LARRY LEVIS,
»*My Story in a Late Style of Fire*«

Smoke gets in your eyes
Smoke gets in your eyes
Smoke gets in your eyes
Smoke gets in your eyes

JEROME KERN UND OTTO HARBACH,
»*Smoke Gets in Your Eyes*«

ES LANDET MIT einem *Wumms*, aus dem Nichts kommend, von außerhalb der Zeit, außerhalb jeder Ordnung, herausgeschleudert aus der Zukunft oder vielleicht der Vergangenheit, aber es landet hier, an dieser Stelle, in diesem Augenblick, der jeder Augenblick sein könnte, was wohl bedeutet, so nimmst du an, dass es gar kein Augenblick ist.

Es scheint ein Film zu sein.

HERBERT UND DUNHAM FAHREN RAD (1896)

Herbert und ich fahren mit den Rädern nach Anastasia Island rüber. Da gibt's jetzt die neue Brücke. Es ist der 30. November 1896 und beinahe schon dunkel, aber noch nicht ganz. Das Wetter weiß ich nicht genau, weil die Aufzeichnungen gehen nicht so weit zurück, aber es ist Florida, also wird's wohl warm sein, egal welche Jahreszeit. Jedenfalls sind wir am Johlen und Schreien und alles, wie Jungs das so machen, weil genau das waren wir nämlich und tüchtig aufgekratzt obendrein. Ich will Herbert grad so eine Geschichte über einen Geist auftischen, ich weiß ja, dass ihm leicht bang wird, und es ist immer eine Mordsgaudi, ihn bisschen aufzuziehen. Herbert und ich, wir kennen uns, weil die Schwestern uns beide aufgenommen haben, wo wir noch ganz klein waren, weil wir waren Waisenkinder und mitten aufm Tolomato-Friedhof gefunden worden, kein Flachs, bisschen gruslig auch, wenn man sich's mal überlegt. Die Schwestern haben uns halt genommen, und so sind wir uns begegnet, und jetzt hat uns die Witwe Perkins beide adoptiert, die ist alt und einsam und wollte paar Jungs um sich rum, dass sie sich wieder jung fühlt und nicht so allein, meint sie. Aber das spielt jetzt keine Rolle, wo wir mit den Rädern nach Crescent

Beach fahren, weil da kann man so gut Trommler angeln. Immer noch nicht dunkel, und wir nehmen unsre Ruten und lassen die Räder stehn und dann zum Wasser runter.

»Was ist das?«, fragt Herbert.

Ich weiß es auch nicht genau, aber ich will ihm eh Bange machen und sag: »Vielleicht ein Geist, Herbert.«

Als er das hört, will Herbert auf der Stelle wieder in die Stadt verduften, also sag ich zu ihm, ich würd bloß Spaß machen, und in echt gäb's so was wie Geister gar nicht, und das scheint ihn zu überzeugen, dass es sich lohnen könnte, sich das Ding doch mal aus der Nähe anzuschauen.

Herbert willigt bibbernd ein, und wir gehn rüber zu dem Klumpen, weil so sieht es aus: wie ein Klumpen.

Donnerlittchen, ist der groß! Ich bin kein Vermessungsexperte, aber ich schätze, er muss wohl sechs Meter lang und drei Meter breit sein. Er hat vier Arme. Er ist weiß und fühlt sich an wie harter Gummi, so wie die Sohlen von den Colchester-Turnschuhen, die mir die Witwe Perkins zu meinem letzten Geburtstag gekauft hat, wo ich zehn geworden bin. Herbert will das Ding nicht anfassen, aber ich kann die Finger nicht davon lassen.

»Was ist denn das für ein Zeug?«, fragt Herbert.

»Keine Ahnung, Herbert«, sag ich. »Was hat die mächtige See zu uns emporgespuckt? Wer kann wissen, was in der Finsternis des Meeres, schwarz wie Tinte, lauert? Das ist, wie sagt man, eine Metapher für den Geist des Menschen in all seiner Unergründlichkeit.«

Herbert nickt gelangweilt. Er kennt das alles schon. Auch wenn wir uns so nah sind wie echte Brüder, sind wir doch sehr verschieden. Herbert interessiert sich nicht für Angelegenheiten des Geistes oder des Verstandes. Wenn ich ehrlich bin, würde ich sagen, er ist eher ein Pragmatiker. Aber er hört mir zu, was ich so spekuliere, deswegen liebe ich ihn, für seine Nachsicht. Also rede ich weiter: »Die Bibel, die uns die Schwestern im Waisenhaus gelernt haben, steckt voller Fischsymbolik, und soweit ich weiß, gibt's in allen mythologischen Überlieferungen

Fische, aus dem Orient oder sonst woher. Ich hab sogar gehört, in der Schweiz soll's einen Knaben namens Carl Young geben, der Fische für ein Symbol des Unterbewussten hält – heißt es Unbewussten oder Unterbewussten? Kann ich mir nie merken.«

Herbert zuckt mit den Schultern.

»Jedenfalls«, red ich weiter, »muss ich dabei an diesen Burschen Jona aus der Judenbibel denken. Der wird von einem riesigen Fisch verschluckt, weil er drückt sich davor, zu machen, was Gott von ihm verlangt. Nach einer Weile lässt Gott den Fisch Jona am Ufer ausspeien. Nun ist dieser Fisch hier an unserem Ufer ausgespien worden. Ist es das Gegenteil von Jona? Hat Gott diesen Fisch von irgendeinem riesigen Menschen verschlucken lassen, bloß damit er ihn hier wieder ausspeien kann? Ich weiß, man soll die Bibel nicht so wörtlich nehmen, sondern, wie heißt es noch, allegorisch und so fort. Aber hier liegt ein riesiges, mysteriöses Fischding vor uns. Und es hat vier Arme! Wie ein Fischhund. Oder ein halber Oktopus. Oder zwei Drittel von einer Ameise. Es ist geheimnisvoll!«

Ich sehe Herbert an. Er stupst das Monster mit einem Stock an, ohne zuzuhören.

»Komm«, sag ich. »Wir binden's mit Seetang an unsre Räder und schleifen's in die Stadt.«

Nun liebt Herbert Herausforderungen wie jeder andre auch, also leuchten seine Augen auf, und wir machen uns an die Arbeit. Als wir das Ding festgezurt haben, steigen wir auf die Räder und versuchen, loszufahren. Der Seetang reißt ziemlich schnell, und Herbert und ich fliegen von den Rädern in einen Graben, woraus ich schliesse, dass das Seeungeheuer schwerer ist, als wir gedacht haben. Wie gesagt, ich bin kein Experte für Gewichte oder Maße.

Herbert kommt drauf, Doc Webb aus der Stadt zu holen. Er ist der gebildeteste Mann von St. Augustine, und keiner weiß besser wie er, wie die Natur funktioniert. Außerdem ist er der Arzt von der Schule für die Blinden und die Tauben, und dort misst er grad die Temperatur von zwei kleinen augenlosen Jungs, als wir ankommen.

»Wie geht's, Jungs?«, fragt er uns, nicht die blinden Jungs, weil da weiß er wohl schon die Antwort.

»Wir dachten, es würde Sie vielleicht interessieren, dass wir grad ein Seeungeheuer am Crescent Beach gefunden haben«, sag ich, ganz stolz und alles.

»Stimmt das, Herbert?«, fragt Doc Webb Herbert.

Herbert nickt und sagt dann: »Wir glauben, es kommt aus der Judenbibel und alles.«

Das stimmt nicht ganz, aber es überrascht mich, dass Herbert überhaupt so viel mitgekriegt hat.

»Nun, ich kann mir die Sache erst morgen ansehen. Ich habe hier einen ganzen Schlafsaal voller blinder Kinder, deren Vitalfunktionen gemessen und aufgezeichnet werden müssen. Gar nicht zu reden von den gehörlosen Kindern am anderen Ende des Schulgeländes.«

Und als Doc Webb davonläuft, um sich seinen Aufgaben zu widmen, da schießt mir was durch den Kopf, und es trifft mich mit einer Heftigkeit, dass es mich verdammt noch mal fast umhaut.

»Herbert«, sage ich. »Was, wenn dieser Haufen Zeugs wir war?«

»Wie, wir?«, fragt Herbert.

»Na ja, nehmen wir mal an, es gäbe viele von uns –«

»Von dir und mir?«

»Ja. Von dir und mir, aber es wären Säuglinge von uns aus der Zukunft, die auf ihrer Zeitreise in die Vergangenheit ganz zusammengequetscht werden, ganz zu einer einzigen unseligen Monstrosität aus Fleisch zusammengequetscht. Also ist das vielleicht gar kein Seeungeheuer da am Strand, sondern bloß wir?«

»Du und ich?«

»Ist bloß 'ne Idee. Gibt einem aber schon zu denken.«

KAPITEL 1

MEIN BART IST ein Wunder. Er ist der Bart Whitmans, Rasputins, Darwins, und doch ist er ganz und gar mein Bart. Er ist marmoriertes, stahlwollenes Zuckerwattekonfekt, viel zu lang, zu dünn und zu widerborstig, um modisch zu sein. Und gerade dass er so unmodisch ist, ist seine Hauptaussage. Er sagt: Ich schere (ha!) mich keinen Deut um Mode. Ich schere mich nicht um Attraktivität. Dieser Bart ist zu groß für mein schmales Gesicht. Dieser Bart ist zu breit. Zusammen mit meiner Glatze lässt er meinen Schädel asymmetrisch wirken. Er ist abschreckend. Wer mir also entgegentritt, der tut es zu meinen Bedingungen. Da ich diesen Bart seit nunmehr drei Jahrzehnten trage, rede ich mir ein, er habe zur Renaissance des Bartes an sich beigetragen, doch in Wahrheit sind die Bärte von heute etwas völlig anderes und größtenteils pflegebedürftiger als ein glattrasiertes Gesicht. Und handelt es sich um Vollbärte, dann bedecken sie Gesichter, die auf konventionelle Weise gutaussehend sind, die Gesichter von Möchtegernholzfallern, von Männern, die ihr eigenes Bier brauen. Die Frauen mögen diesen Look, diese geleckten Großstadttypen, Männer in maskulinem *drag*. Aber so ist mein Bart nicht. Mein Bart ist auf widerborstige Weise heterosexuell, ungepflegt, rabbinisch, intellektuell, revolutionär. Er lässt meine Umgebung wissen, dass ich mich nicht für Mode interessiere, dass ich exzentrisch bin, dass ich ernsthaft bin. Er gibt mir die Möglichkeit, mein Gegenüber danach zu beurteilen, wie es mich beurteilt. Meidest du mich, bist du oberflächlich. Verspottest

du mich, bist du ein Spießer. Widere ich dich an, bist du ... konventionell.

Dass er einen Portweinfleck kaschiert, der sich von meiner Oberlippe bis zu meinem Brustbein erstreckt, ist drittrangig, allenfalls zweitrangig. Dieser Bart ist meine Visitenkarte. Er ist das, was mich in einem Meer aus Gleichförmigkeit unvergesslich macht. Es ist dieses Merkmal, das mich in Verbindung mit meiner eulenhaften Drahtgestellbrille, meiner Habichtsnase, meinen tiefliegenden Schwarzdrosselaugen und meiner Geierglatze leicht karikierbar macht, als Vogel wie als Mensch. Mehrere gerahmte Beispiele aus verschiedenen kleinen, aber renommierten filmkritischen Zeitschriften (fotografiert zu werden, lehne ich aus philosophischen, ethischen, persönlichen und terminlichen Gründen ab) schmücken die Wände meines Arbeitszimmers. Mein Lieblingsstück ist ein Exemplar dessen, was man gemeinhin als Vexierbild kennt. Stellt man es auf den Kopf, erscheine ich als ein weißer Don King. Mich als eingefleischten Anhänger des Boxsports amüsiert dieser Bildwitz, und tatsächlich habe ich die umgedrehte Version der Illustration als Autorenfoto für mein Buch *Die verlorene Religion der Maskulinität: Joyce Carol Oates, George Plimpton, Norman Mailer, A.J. Liebling und die teils hart umkämpfte Geschichte des Boxsports, der süßen Wissenschaft, und warum* verwendet. Das Unheimliche ist, dass die Don-King-Illusion auch im wahren Leben funktioniert. Wenn ich im Yogakurs die Sirsasana mache, scharen sich die Hühner oft um mich und gackern, ich sähe aus wie »dieser fürchterliche Boxmensch«. Ich denke, auf diese Art flirten sie mit mir, diese mittelalten, frivolen Kreaturen, die mit ihren zusammengerollten Yogamatten unter dem Arm oder im Schulterholster einherstaksen und einer desinteressierten Welt ihre spirituelle Disziplin unter die Nase reiben – vom Yoga zum Mittagessen zum lieblosen Ehebett. Für mich ist es nur Training. Ich trage kein spezielles Outfit und überhöre die aus fernöstlichen Religionen zusammengepanschte Predigt, die die Yogalehrerin zuvor vom Stapel lässt. Ich trage nicht einmal kurze Hose und T-Shirt. Für mich heißt es graue Anzughose und weißes Hemd mit Knopfkragen. Gürtel.

Schwarze Balmorals an den Füßen. Die Briefftasche in die enge rechte Gesäßtasche gesteckt. Ich denke, das macht die Sache klar: Ich bin kein Schaf. Ich bin kein Mitläufer. Es sind die gleichen Kleider, die ich auch trage, sollte ich zufällig einmal zur Entspannung mit dem Rad durch den Park fahren. Kein mit Firmenlogos übersäter Spandex-Anzug in meinem Fall. Ich muss niemanden davon überzeugen, dass ich es mit dem Radfahren ernst meine. Ich muss niemanden von überhaupt irgendetwas überzeugen. Ich fahre Rad. Das ist alles. Will sich jemand dazu irgendeine Meinung bilden, nur zu, doch sie interessiert mich nicht. Ich räume gern ein, dass es meine Freundin war, die mich dazu gebracht hat, ein Fahrrad zu besteigen und einen Yogaraum zu betreten. Sie ist eine berühmte Fernsehschauspielerin, bekannt für ihre Rolle als grundständige, aber sexuell anziehende junge Mutter in einer Neunzigerjahre-Sitcom und aus vielen Fernsehfilmen. Sie kennen sie mit Sicherheit. Man könnte meinen, für mich als älteren intellektuellen Autor wäre sie »ein paar Nummern zu groß«, doch das wäre ein Irrtum. Als wir uns bei einer Signierstunde zu meiner hochgelobten, in einem Kleinverlag erschienenen kritischen Biografie von –

Etwas (ein Reh?) läuft vor meinem Wagen über die Straße. Augenblick mal! Gibt es hier Rehe? Ich bin der Meinung, irgendwo gelesen zu haben, es gäbe hier Rehe. Ich muss das bei Gelegenheit einmal überprüfen. Die mit den Reißzähnen? Ich glaube, es gibt so etwas – Rehe mit Reißzähnen –, aber ich weiß nicht, ob ich es mir nur eingebildet habe, und falls nicht, weiß ich nicht, warum ich sie mit Florida in Verbindung bringe. Ich muss das überprüfen, wenn ich angekommen bin. Was immer es auch war, es ist längst verschwunden.

Ich fahre durch die Finsternis auf St. Augustine zu. Ich bin in Gedanken zu dem Bartmonolog abgeschweift, wie ich es während langer Reisen mit dem Auto oft tue. Während Reisen aller Art. Ich habe den Monolog bei Signierstunden gehalten, bei einem Vortrag über Jean-Luc Godard im Mithörsaal der Mensa des jüdischen Studentenhauses in der 92nd Street. Den Leuten scheint es zu gefallen. Es ist mir gleichgültig, aber es scheint der Fall zu sein. Ich erwähne dieses Detail

nur, weil es der Wahrheit entspricht. Die Wahrheit ist meine Herrin in all meinem Treiben, wenn man sagen kann, dass ich eine Herrin habe, was man nicht kann. Zweiunddreißig Grad laut der Außentemperaturanzeige meines Autos. Achtundneunzig Prozent Luftfeuchtigkeit laut dem Schweißfilm auf meiner Stirn (in Harvard nannte man mich liebevoll das menschliche Hygrometer). Im Scheinwerferlicht ein Sturm aus Insekten, die gegen die Windschutzscheibe klatschen und von den Scheibenwischern verschmiert werden. Meiner semiprofessionellen Einschätzung nach ist es ein Schwarm der Haarmücke – *Plecia nearctica* –, auch bekannt als Liebesfliege, Flitterwochenfliege oder Zweikopfmücke, weil immer zwei von ihnen aneinandergeklammert fliegen, selbst nachdem die Paarung abgeschlossen ist. Es ist diese Art des postkoitalen Kuschelns, die ich nach dem Geschlechtsakt mit meiner afroamerikanischen Freundin so genieße. Sie kennen sie ganz bestimmt. Könnten wir beide auf diese Weise durch die Nacht fliegen, ich würde es sofort tun, selbst wenn die Gefahr bestünde, an der Windschutzscheibe eines Riesen zu zerplatzen. Einen Augenblick lang verliere ich mich in diesem so sinnlichen wie tödlichen Szenario. Ein vernehmliches *Spratz* reißt mich aus der Zerstreuung dieses Reisetraums und ich sehe, dass ein besonders großes und bizarres Insekt gegen das Glas geprallt ist, exakt in der Mitte dessen, was ich als den nordwestlichen Quadranten der Windschutzscheibe einschätzen würde.

Der Highway ist leer, das Nichts zu beiden Seiten gelegentlich unterbrochen von einem fluoreszierenden Fast-Food-Restaurant, geöffnet, aber verwaist. Keine Autos auf den Parkplätzen. Die Namen klingen nicht vertraut. Slammy's. The Jack Knife. Mick Burger. Diese Läden mitten in der Einöde haben etwas Unheimliches an sich. Für wen machen sie das Essen? Woher nehmen sie die Zutaten? Kommen Lastwagen mit gefrorenen Fleischbratlingen aus irgendeinem Slammy's-Lager vorbeigefahren? Schwer vorstellbar. Vermutlich war es ein Fehler, aus New York hierherzukommen. Ich dachte, es hätte vielleicht etwas Meditatives, wäre eine Gelegenheit, über das Buch nachzudenken, über Marla, über Daisy, über Grace, darüber, wie weit entfernt ich

offenbar von allem bin, was ich mir im Leben vorgenommen habe. Wie geschieht so etwas? Kann ich überhaupt wissen, wer ich war, ehe mich die Welt in die Finger bekommen, mich gegen mich selbst gewendet und zu diesem ... *Ding* gemacht hat?

Doch das ist Schnee von gestern, wie der sogenannte Volksmund sagt. Man kann es nicht wissen. Willkürliche Überlegungen nach einer archäologischen Ausgrabung mit magerem Ergebnis. Woher kommt diese Wut? Warum weine ich? Warum liebe ich die Frau aus dem Whole-Foods-Biosupermarkt? Selbst nachdem sie von Amazon aufgekauft wurden, liebe ich sie noch, obwohl ich weiß, dass Amazon für alles Schlechte an dieser Welt steht. Nun gut, noch nicht *alles*. Daran arbeitet Bezos noch. Was versuche ich zu beweisen? Was zum Teufel versuche ich zu beweisen? Und ich bewege mich weiter in die Zukunft hinein, weiter weg von dem Zeitpunkt, da dieses geborstene Tongefäß neu war, da sein Zweck eindeutig war, da es dafür geschaffen war, eine bestimmte, längst vergessene Sache zu bergen. Welchen Schmerz sollte es bergen? Welche Scham? Welchen Verlust? Welche – wenn ich mir den Gedanken erlauben darf – Freude? Welches ungestillte, auf ewig verworfene Bedürfnis? Hier bin ich, jenseits der fünfzig, ohne Haupthaar und mit einem ungepflegten grauen Bart, und fahre durch die Nacht, um für ein Buch über Gender und Film zu recherchieren, ein Buch, das mir kein Geld einbringen und von niemandem gelesen werden wird. Will ich das wirklich tun? Bin ich der, der ich sein will? Will ich wirklich dieses lächerliche Gesicht, das ich, wie böse Zungen sagen, verdient habe? Nein. Und doch ist es da. Was ich will, ist *ganz* sein. Ich will mich nicht hassen. Ich will hübsch sein. Ich will, dass mich meine Eltern vor einer Million Jahren lieben, wie sie es vermutlich nicht getan haben. Vielleicht haben sie es auch getan. Ich glaube, das haben sie, aber ich kann keine andere Erklärung für diese ewige Bedürftigkeit finden, dieses nicht zu füllende Loch, diese Überzeugung, abstoßend zu sein, armselig, widerwärtig. Ich suche in jedem Gesicht nach irgendeinem Beweis des Gegenteils. Flehentlich. Ich will, dass sie mich anschauen, wie ich die Frauen anschau, die an mir vorüber-

gehen, ohne mich zu sehen. Hochmütig und eigenständig. Vielleicht habe ich deswegen den Bart. Er ist das Gebell des getroffenen Hundes. Er sagt: Du musst mich nicht lieben, musst mich nicht anziehend finden, und auf diese Weise werde ich das demonstrieren. Ich werde wie ein lächerlicher Intellektueller aussehen. Ich werde schmutzig aussehen, so als röche ich womöglich schlecht. Als ich jünger war, hatte ich noch etwas Hoffnung, mich in etwas Anziehendes zu verwandeln. Die Lüge vom hässlichen Entlein, die man traurigen, unattraktiven Kindern eintrichtert wie Stopfgänsen den Mais. Ich ging ins Fitnessstudio. Ich ging joggen. Ich kaufte mir angesagte Kleidung. Breite Gürtel waren in. Ich kaufte die breitesten Gürtel, die ich finden konnte. Ich musste bis zu Lindenhurst marschieren, um sie aufzutreiben. Ich ließ mir eigens die Gürtelschlaufen von einem Schneider in Weehawken vergrößern, der für David Soul ähnliche Arbeiten erledigte. Doch die Haare gingen mir aus, und mein Gesicht alterte, und es war zwecklos, es zu leugnen, also schlug ich die andere Richtung ein. Vielleicht könnte ich weise aussehen. Vielleicht würden meine wässrigen Augen hinter dicken Gläsern gedankenvoll oder gar gütig erscheinen. Das war meine größte Chance. Und es bewirkte in jedem Fall, dass ich wahrgenommen wurde. Zweifellos wurde hinter meinem Rücken gelacht, doch meine Beharrlichkeit zeugte von meiner Missachtung des Standardmodells, von meiner Unabhängigkeit.

Und in einem gewissen Rahmen hat es auch funktioniert. Meine jetzige Freundin, die meiner Ehe ein Ende gesetzt hat, ist eine Schauspielerin, wunderschön, Star einer Neunziger-Sitcom, Sie kennen sie in jedem Fall. Ich glaube, sie fühlte sich von meinem rebellischen, intellektuellen Äußeren angezogen. Und von meinem letzten Buch. Sie ist Afroamerikanerin, nicht dass das eine Rolle spielte, aber ich hätte gewiss nicht damit gerechnet. Ich hätte nie gedacht, eine afroamerikanische Frau könnte sich für mich interessieren. Ich bin alles andere als ein supermaskuliner Geringqualifizierter, und sie ist sehr schön und fünfzehn Jahre jünger als ich. Sie hatte mein Buch über William Greaves und seinen Film *Symbiopsychotaxiplasm* gelesen. Sie schrieb mir ei-

nen Fanbrief. Sie kennen sie. Sie ist sehr schön. Ich werde ihren Namen nicht nennen. Wir trafen uns, und meine schwierige Ehe wurde augenblicklich zu einer unerträglichen. Diese afroamerikanische Frau war alles, was ich mir stets gewünscht und nie für möglich gehalten hatte. Sie hat auch in mehreren Filmen mitgespielt. Filmen, die ich in meinen Schriften analysiert habe, wobei ich ihre Schauspielleistung hervorhob. Sie ist offenkundig belesen. Sie ist witzig, und unsere Unterhaltungen sind wie Blitzschläge: geistreich, gefühlstief, freimütig. Oft reden wir die ganze Nacht hindurch, befeuert von Kaffee, Zigaretten (die ich vor Jahren aufgegeben habe, aber unerklärlicherweise noch immer rauche, wenn ich mit ihr zusammen bin) und Sex. Ich wusste gar nicht, dass ich noch zu solchen Erektionen fähig bin. In der ersten Nacht bekam ich ihn nicht hoch, weil ich mir vorstellte, dass sie mich mit der Anatomie des stereotypen afroamerikanischen Mannes verglich, und gehemmt und beschämt war. Doch wir sprachen darüber. Sie erklärte mir, sie sei sowohl mit spärlich als auch mit üppig behangenen schwarzen Männern zusammen gewesen, meiner Annahmehafte etwas Rassistisches an und das müsse ich überdenken. Dann sagte sie, die Größe sei ohnehin nicht wichtig. Entscheidend sei, wie ein Mann seinen Penis, seinen Mund, seine Hände einsetze. Die Liebe, mit der er sich dem widme, sei das ultimative Aphrodisiakum, erklärte sie. Sie schloss mit den Worten, ich müsse meine privilegierte Stellung als weißer Mann hinterfragen, was in meinen Augen nichts mit dem Thema zu tun hatte, doch sie hatte gewiss recht. Sie ist eine weise afroamerikanische Frau und überaus sinnlich. Was immer sie tut, sei es schmecken oder baden oder schauen oder Sex, tut sie mit der größten Unmittelbarkeit, die ich je bei einem anderen Menschen beobachtet habe. Ich habe viel von ihr zu lernen.

Im Laufe der Jahrzehnte habe ich Mauern um mich herum errichtet, die niedergerissen werden müssen. Das hat sie mir gesagt, und ich versuche es. Ich gehe mit ihr zum Yoga, und ich achte stets darauf, mich dabei hinter ihr zu platzieren, um ihren prächtigen afroamerikanischen Hintern betrachten zu können. Es ist kaum zu glauben, dass ich

so etwas anfassen darf. Und sie hat uns für ein Tantra-Wochenende angemeldet, das im Juli stattfinden soll und mich schon jetzt ganz nervös macht. Kontrolle über die Ejakulation ist wichtig, aber ich weiß nicht, wie wohl mir dabei ist, mich tantrisch mit Fremden auseinanderzusetzen. Meine Freundin hat schon einmal an diesem Workshop teilgenommen und sie sagt, er habe ihr Leben verändert, doch mir ist nicht wohl dabei, mich vor Fremden auszuziehen. Nicht nur wegen des Problems mit meiner Penisgröße, daran arbeite ich (an meiner Einstellung dazu, nicht an der Größe), sondern auch wegen des Problems mit meiner Körperbehaarung. Es gilt heutzutage nicht als attraktiv, wenn Männer (oder Frauen, lassen Sie mich gar nicht von dieser sexistischen Doppelmoral anfangen, von diesem gesellschaftlichen Albtraum der erwachsenen Frau, die sich wie ein vorpubertäres Kind gibt) überhaupt Körperbehaarung haben, ganz zu schweigen von üppiger Körperbehaarung. Ich weigere mich, an der Kultur des Waxings oder Epilierens teilzuhaben. Ich betrachte das als eitel und unmännlich, und so bin ich stattdessen eben befangen. Meine Freundin sagt, der Workshop werde im Hinblick auf unser Geschlechtsleben Wunder bewirken, und das ist gut, doch ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, dass das bedeutet, dass sie unbefriedigt ist. Sie sagt, das sei nicht der Fall, es gehe dabei um spirituelle Kommunikation und das Überwinden von Ängsten, und ich glaube, das kann ich so annehmen. Es ist nur eben so, dass mir diese Beziehung aufgrund ihrer Frische und, ich gestehe es, ihrer exotischen Natur ausgesprochen viel bedeutet. Es gibt viel zu überlegen, und die Haarmücken klatschen weiter gegen die Windschutzscheibe. Die Scheibenwischer funktionieren offenbar nicht mehr richtig. Sie verteilen die Insekten lediglich. Ich halte Ausschau nach einer Tankstelle oder wenigstens einem Sammy's, wo ich etwas Wasser und eine Serviette bekommen könnte. Doch da ist nichts. Nur Finsternis.

Beschreiben Sie mir, wie es anfängt.

In einem Auto. Ich sitze am Steuer. Ich, aber nicht ich. Wissen Sie, was ich meine? Nacht. Finster. Schwarz eigentlich. Ein leerer Highway, gesäumt von schwarzen Bäumen. Konstellationen aus Motten und In-

sekten mit harten Panzern im Licht der Scheinwerfer, sie prallen gegen die Windschutzscheibe, hinterlassen ihre Innereien. Ich drehe am Radio herum. Ich bin nervös, aufgekratzt. Zu viel Kaffee? Erst Starbucks, dann Dunkin' Donuts. Dunkin' Donuts hat natürlich den besseren Kaffee. Starbucks ist der smarte Kaffee für dumme Leute. Es ist der Christopher Nolan des Kaffees. Dunkin' Donuts ist anspruchslos, authentisch. Es ist das schlichte, ehrliche Vergnügen eines Judd-Apatow-Films. Nicht angeberisch. Unverstellt. Menschlich. Versuch es nicht mit mir aufzunehmen, Christopher Nolan. Du wirst immer den Kürzeren ziehen. Ich weiß, wer du bist, und ich weiß, ich bin der Klügere von uns beiden. Im Radio bekomme ich lange keinen Sender herein. Dann verrauschte kubanische Popmusik. Meine Finger klopfen auf dem Lenkrad herum. Ich kann es nicht kontrollieren. Alles bewegt sich, ist lebendig. Herzklopfen, pulsierendes Blut. Schweißtropfen, die sich auf der Stirn sammeln und hinunterrinnen. Dann ein Prediger: »Ihr werdet weiterhin hören, aber nicht verstehen, und ihr werdet weiterhin sehen, aber nicht erkennen.« Dann nichts. Dann der Prediger. Dann nichts. Insekten zerplatzen weiter im veräuschten Nichts. Dann der Predig– Ich stelle den Prediger ab. Die Reifen surren. Es ist so dunkel. Es beginnt zu nieseln. Wie wird das gemacht? Wie macht er den Regen fallen? Ein Wunder der Handwerkskunst. Eine weitere Illusion. Die Schönheit der Welt, geschaffen durch Übung, über Jahrzehnte hinweg, durch Versuch und Irrtum. Vor mir eine fluoreszierende Explosion aus Licht. Fast-Food-Restaurant. Slammy's. Slammy's mitten im Nichts. Inmitten des Nieselregens und der Scheibenwischer und der Insekten und der Schwärze. Slammy's. Der Parkplatz ist verwaist; das Restaurant ist verwaist. Geöffnet, aber verwaist. Ich habe im wahren Leben noch nie von Slammy's gehört. Unbekannte Fast-Food-Restaurants haben etwas Beunruhigendes an sich. Sie sind wie Konserven von Billigmarken in einem Supermarkttregal. Neelons Original Thunfisch macht mir jedes Mal Angst. Ich gewöhne mich nie daran. Ich bringe es nicht über mich, Neelons Original Thunfisch zu kaufen, obwohl er laut Etikett delfinsicher mit der Angel gefischt und in Quellwasser ein-

gelegt ist und über eine neue und verbesserte Textur verfügt. An der Straße hatten mehrere dieser mysteriösen Fast-Food-Restaurants gelegen: The Jack Knife. Morkus Flats. Ipp's. Alle verwaist. Alle hellerleuchtet. Wer isst dort? Vielleicht wirken diese Restaurants bei Tageslicht weniger unheilvoll.

In jedem Fall bremsen Sie ab und fahren auf den Parkplatz. Die Insekten auf der Windschutzscheibe haben mir beinahe vollständig die Sicht genommen. Ich sehe, erkenne aber nichts – außer Insekten. Ich höre sie, verstehe sie aber nicht. Ich brauche Servietten und Wasser. Eine junge Afroamerikanerin in einer karnevalistisch gefärbten Uniform streckt argwöhnisch den Kopf aus der Küche, als das Geräusch meiner Reifen auf dem Schotter ertönt. Ich parke und gehe dann auf sie zu. Sie sieht mich unter schweren Augenlidern hervor an.

»Willkommen bei Sammy's«, sagt sie, ohne es zu meinen. »Was kann ich für Sie tun?«

»Hallo. Ich müsste einmal die Toilette benutzen«, sage ich dem Kopf auf den Kopf zu.

Ich lache innerlich über das Wortspiel. Ich muss daran denken, es irgendwo einzubauen, vielleicht in meinem anstehenden Vortrag bei der Internationalen Gesellschaft der Liebhaber antiker Filmprojektoren (IGLAF). Die sind ein lustiger Haufen.

Die Herrentoilette ist ein Albtraum. Man fragt sich, was Leute auf öffentlichen Toiletten treiben, dass die Wände hinterher mit Fäkalien beschmiert sind. Und es kommt nicht selten vor. Aber wie passiert es? Der Gestank ist unerträglich, und es gibt keine Papiertücher, nur einen dieser Gebläsetrockner, die ich hasse, weil sie bedeuten, dass ich keine Möglichkeit habe, den Türknauf zu drehen, ohne den Türknauf anzufassen, den ich aber nie anfassen will.

Ich drehe ihn mit Daumen und kleinem Finger der linken Hand.

»Daumen und kleiner Finger links«, sage ich laut, um in meinem Gehirn zu verankern, mit welchen Fingern ich mir nicht die Augen reiben oder in Mund oder Nase fassen darf, ehe ich nicht anständige Seife und Wasser gefunden habe.

»Ich bin eigentlich nur auf der Suche nach etwas Wasser und Papiertüchern. Für die Windschutzscheibe«, sage ich zu dem afroamerikanischen Teenager.

»Sie müssen was kaufen.«

»Gut. Was empfehlen Sie?«

»Ich empfehle Ihnen, was zu kaufen, Sir.«

»In Ordnung. Ich nehme eine Coke.«

»Wie groß?«

»Groß.«

»Small, Medium oder Biggy.«

»Biggy Coke? So nennt man das?«

»Ja. Biggy Coke.«

»Dann eine Biggy Coke.«

»Coke haben wir nicht.«

»Verstehe. Was haben Sie denn?«

»Slammy's Original Boardwalk Cola. Slammy's Original Boardwalk Root –«

»Ist gut. Cola.«

»Wie groß?«

»Groß.«

»Biggy?«

»Ja, Biggy. Entschuldigung.«

»Was noch?«

Ich möchte, dass sie mich mag. Sie soll wissen, dass ich nicht irgend so ein privilegiertes jüdisches Rassistenarschloch aus dem Norden bin. Zunächst einmal habe ich eine afroamerikanische Freundin. Ich möchte, dass sie das weiß. Ich weiß nicht, wie ich es in dieses Gespräch einflechten soll, in diesem frühen Stadium unserer Beziehung. Aber ich spüre ihren Abscheu, und sie soll wissen, dass ich nicht der Feind bin. Sie soll auch wissen, dass ich kein Jude bin. Es gibt historisch bedingte Spannungen zwischen der afroamerikanischen und der jüdischen Community. Es ist mein Fluch, dass ich jüdisch aussehe. Darum verwende ich meine Kreditkarte, sooft es geht. Ich werde sie auch ver-

wenden, um die Slammy's-Cola zu bezahlen. Dann wird in meiner aufgeklappten Brieftasche vielleicht zufällig das Foto meiner afroamerikanischen Freundin zum Vorschein kommen. Und sie wird sehen, dass ich mit Nachnamen Rosenberg heiße. Kein jüdischer Name. Nun ja, kein *ausschließlich* jüdischer Name. Wird ihr das überhaupt bewusst sein? Ich sollte sie nicht für ungebildet halten. Das ist rassistisch. Ich sollte meine Privilegien beim Hereinkommen an der Garderobe abgeben, wie meine afroamerikanische Freundin gern sagt. Doch mir sind schon viele Leute verschiedenster Abstammung begegnet, die nicht wussten, dass Rosenberg kein jüdischer Name ist, nun ja, zumindest nicht ausschließlich. Ich dachte, sie wüssten es. Aber im Verlauf der Unterhaltung lenkten sie das Gespräch auf den Holocaust oder Dreidel oder Gefilte Fisch, aus Nettigkeit, als Handreichung. Und ich nutze die Gelegenheit dann immer, um ihnen zu erklären, dass Rosenberg in Wahrheit ein deutscher –«

»Was noch?«, wiederholt sie.

»Muss ich denn noch etwas kaufen, um Papiertücher zu bekommen?«

»Fünf Dollar Mindestverzehr«, sagt sie und zeigt auf irgendein imaginäres Schild.

Ich will ihr sagen, dass es *Mindestverzehr* heißt, doch ich halte meine Zunge im Zaum. Dafür bleibt immer noch Zeit, wenn wir uns erst einmal angefreundet haben. Ich schaue auf die Menütafel über ihr. »Wie ist der Slammy's-Burger?«

Sie betrachtet ihre Fingernägel und wartet.

»Den nehme ich.«

»Sonst noch was?«

»Nein. Das wäre alles.«

»Fünf Dollar siebenunddreißig.«

Ich ziehe die Brieftasche mit dem gut sichtbaren Foto meiner Freundin heraus. Sie würden sie erkennen. Sie hat als grundanständige, aber sexuell anziehende junge Mutter in einer Neunziger-Sitcom begonnen. Ich werde ihren Namen nicht nennen, doch sie ist wunderschön

und klug und witzig und weise und Afroamerikanerin. Sie bevorzugt die Bezeichnung »schwarz«, aber ich komme einfach nicht gegen meine gute Kinderstube an. Ich arbeite daran. Das Mädchen hinter dem Tresen schaut nicht auf meine Brieftasche. Ich gebe ihr meine Kreditkarte. Sie nimmt sie, inspiziert sie und gibt sie mir dann zurück.

»Keine Kreditkarten«, sagt sie.

Warum hat sie sie genommen? Ich gebe ihr sechs Dollar. Sie zählt das Wechselgeld ab, zählt noch einmal nach und legt es dann auf den Tresen. Warum will sie meine Hand nicht berühren?

»Könnte ich auch einige Papiertücher und etwas Wasser bekommen?«

Sie seufzt, als hätte ich sie gebeten, mir am Wochenende beim Umzug zu helfen, und verschwindet im Hinterraum, wo vermutlich das Wasser und die Papiertücher aufbewahrt werden. Ein junger afroamerikanischer Mann in der gleichen Karnevalsaufrüstung streckt den Kopf heraus und sieht mich an. Ich lächle und nicke ihm zu. Er verschwindet. Das Mädchen kehrt mit einer Tüte, zwei kleinen Pappbechern voll Wasser und drei Papiertüchern zurück.

»Könnte ich etwas mehr Papiertücher bekommen? Ich habe sehr viele Insekten auf der Windschutzscheibe.«

Sie sieht mich sehr lange – vielleicht fünf Minuten lang? – ungläubig an, dann dreht sie sich um und verschwindet im Hinterraum. Ich will unbedingt, dass sie mich mag. Wie kann ich sie dazu bringen, ihre Meinung über mich zu ändern? Weiß sie, dass ich ein ganzes Buch über die Arbeit des bahnbrechenden afroamerikanischen Filmemachers William Greaves geschrieben habe, dessen narrativer Dokumentarfilm *Symbiopsychotaxiplasma* seiner Zeit so weit voraus war, dass ich Greaves zum Vincent van Gogh des amerikanischen Kinos erklärt habe? Wobei mir nun bewusst wird, dass es etwas Rassistisches hat, einen afroamerikanischen Filmemacher aufzuwerten, indem man ihn mit einem weißen Künstler aus Europa vergleicht. Einem toten Künstler obendrein. Ich habe vergessen, *tot* und *heterosexuell* zu denken. Und da ist noch ein weiteres Adjektiv ... *cis*. Aber weiß sie überhaupt, dass ich dieses Buch

geschrieben habe? Gibt es irgendeine Möglichkeit, das jetzt zu erwähnen? Ich bin kein Rassist. Nicht im Geringsten. Sie kehrt mit drei weiteren Papiertüchern zurück. Der Spender spuckt vermutlich immer drei auf einmal aus.

»Kennen Sie William Greaves?«, frage ich, um die Lage zu sondieren.

Der junge Mann streckt wieder den Kopf heraus, bedrohlich diesmal, so als hätte ich dem Mädchen gerade einen Heiratsantrag gemacht.

»Schon gut«, sage ich. »Danke für die Tücher und das Wasser.«

Ich wende mich zum Gehen. Jemand lässt einen pfeifenden Seufzer entweichen. Entweder sie oder er. Vielleicht ist im Hinterraum auch noch ein dritter Afroamerikaner, der fürs Seufzen zuständig ist. Ich mache nicht kehrt, um nachzusehen. Ich bin verletzt. Ich bin einsam. Ich möchte geliebt werden. Sobald ich das Sammy's-Restaurant verlassen habe, verriegelt sich die Tür hinter mir. Die Innenbeleuchtung verlischt, und der Parkplatz ist in trübes Rot getaucht. Ich drehe mich um. Im Fenster ein leuchtendes GESCHLOSSEN-Schild. Wohin sind sie verschwunden? Brauchen sie kein Licht, um ihre Sachen zu packen? Haben sie Autos?